

# **Kirche zwischen Anpassung, Widerstand und Transformation**

Impulsreferat bei der Zieletagung des ZEB am 10. Juli 2010 in Esslingen

Pfarrerin Susanne Büttner, Schwäbisch Gmünd

## **Hinführung**

Die Frage, die mir von Reinhard Hauff zusammen mit dem Titel des Referats aufgegeben wurde, ist die nach dem befreienden Potential kirchlichen Wirkens: Kann es in unserem Kontext so etwas wie „befreiende Kirche“ geben, die dem von oben initiierten Projekt der „Kirche der Freiheit“ eine Praxis der Solidarität mit den Menschen, die sich nach Veränderungen sehnen, entgegensetzt? Kann es bei der Suche nach alternativen Handlungsstrategien im Umgang mit Armut und Reichtum und für die Bewahrung der Schöpfung so etwas wie eine „Graswurzelbewegung“ in der Kirche geben?

Ich werde versuchen, dieser Frage auf dem Hintergrund meiner eigenen Erfahrungen nachzugehen. Ich bin seit acht Jahren Pfarrerin im baden-württembergischen Frauengefängnis in Schwäbisch Gmünd und arbeite somit im Kontext einer internationalen und interkonfessionellen Gemeinde, die sich quer zu allen Schichten zusammensetzt. Zuvor war ich Asylpfarrerin und somit mit den Fragen von Europas Grenzen und dem Umgang mit Menschenrechten befasst. Davor war ich ein Jahr lang als Jugendpfarrerin in die lutherische Kirche nach El Salvador entsandt, wo ich in katholischen und lutherischen Basisgemeinden die Praxis einer Theologie der Befreiung kennen lernte. Hier in Württemberg bin ich einige Jahre Vorsitzende des Theologinnenkonventes gewesen und versuche, den Kontakt zu den Realitäten in den Gemeinden in Stadt und Land nicht zu verlieren. Politisch komme ich aus der Internationalismus-Arbeit und habe neben Theologie auch Politik studiert.

Ich möchte so vorgehen, dass ich entlang der drei gegebenen Stichworte „Anpassung“ - „Widerstand“ - „Transformation“ Fragen und Thesen formulieren will, die eine Basis dafür bilden, dann gemeinsam in der Diskussion Ausschau zu halten nach den Möglichkeiten befreiender Kirche. Es geht hierbei ja nicht um irgend etwas. Es geht hier ja letztlich um die Substanz alles dessen, was wir so versuchen zu bewirken hier und da, was wir so in die Welt hineinbringen, vom Evangelium inspiriert. Das soll ja wieder bewegen, verändern, inspirieren – nicht zuletzt auch uns selbst!

Zum Stichwort „**Anpassung**“ wird es um die Frage gehen, wie Kirche auf die Herausforderungen der Zeit versucht zu reagieren, damit auch um die Frage, wie wir selbst in unseren unterschiedlichen Aufgabenfeldern darauf reagieren und wo hier vielleicht blinde Flecken sind.

Zum Stichwort „**Widerstand**“ muss die Frage nach den Subjekten von Kirche in den Blick kommen. Im internationalistischen Zusammenhang haben wir uns immer die Frage nach dem revolutionären Subjekt gestellt. Diese Frage ist für die Kirche aufzugreifen und ernsthaft zu untersuchen. Wer trägt Veränderungen? Welche Praxis ist relevant für widerständige Bewegung?

Zum Stichwort „**Transformation**“ geht es um Visionen und Praxen, die neue Horizonte öffnen könnten. Wenn es gut geht, kommen dabei ein paar konkrete Anstöße für unsere Arbeit heraus.

## **I Anpassung**

Der Begriff sagt noch nichts über die Richtung. Natürlich muss Kirche immer wieder neu auf die gegebene gesellschaftliche Situation reagieren, muss sich bewegen, somit anpassen. Man könnte sagen, auch die 1968 auf der Bischofskonferenz in Puebla/Mexiko von der katholischen Kirche ausgesprochene „Option für die Armen“ war eine Anpassung – die offizielle Kirche hat die sozialen Verwerfungen der Zeit ernst genommen und im Lichte des Evangeliums die Armen im Gegenüber

zu den herrschenden Klassen und Militärdiktaturen der Länder Lateinamerikas gestärkt. Es war der Beginn einer befreienden Praxis von Kirche für die Armen und mit den Armen. Heute müssen die Kirchen weltweit auf die vielfältigen Folgen der Globalisierung reagieren. Es ist zu fragen, ob es klare Optionen für die Verliererinnen und Verlierer der Globalisierung gibt, und wie sie aussehen. Im Blick auf die Situation der Evangelischen Kirche in Deutschland möchte ich zunächst zwei allgemeine Feststellungen treffen, und dann versuchen, noch etwas genauer hinzuschauen.

**Erste Feststellung:** Die evangelische Kirche wird von sehr vielen, gerade auch kritischen Zeitgenoss/innen, als eine gesellschaftliche Kraft wahrgenommen, die immer wieder deutlich öffentlich Stellung bezieht für gesellschaftlich schwache Gruppen. Es ist in meinem nicht sehr kirchlichen Freundeskreis, in dem sich viele mit Austrittsgedanken tragen oder längst schon ausgetreten sind, ein immer wieder zu vernehmendes Argument: Kirche engagiert sich diakonisch und stellt sich immer wieder schützend vor die Verliererinnen und Verlierer, mahnt entgegen dem gesellschaftlichen Trend der Entsolidarisierung zu sozialer Gerechtigkeit. Unter Huber als EKD-Ratsvorsitzendem wurde das so wahrgenommen, und dann wurde natürlich Käßmann von vielen sehr geschätzt in ihrer Klarheit – wie sie z.B. Westerwelle sehr deutlich in die Parade fuhr, als dieser Harz-IV-Empfänger/innen denunzierte. Diese Art von Erkennbarkeit von Kirche in ihrem evangelischen Auftrag, sich im Namen Jesu auf die Seite der Menschen am Rande des Reichtums zu stellen, wird durchaus auch von Menschen geschätzt, die nach der Analyse des Papiers „Kirche der Freiheit“ inzwischen längst einer individualisierten Wellness-Religiosität frönen. Damit komme ich zu meiner zweiten Feststellung, die einen gewissen Kontrapunkt bildet zum ersten Punkt:

**Zweite Feststellung:** Das 110 Seiten starke Papier „Kirche der Freiheit“, vom Rat der EKD im Jahr 2006 vorgelegt, um Antworten auf die gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit zu geben, ist von seiner Anlage her vor allem ein Papier, das der Selbsterhaltung von Kirche dienen soll, und somit weitgehend kirchliche Nabelschau. Zwar werden als Probleme für die Kirche neben den Austrittswellen und den finanziellen Herausforderungen auch Arbeitslosigkeit und ein globalisierter Wettbewerb benannt. Doch werden als Hauptziele formuliert, gegen den Trend „wachsen zu wollen“ (21) und „den Glauben an die nächste Generation zu vermitteln“ (S. 23). Unter der Überschrift „Die Herausforderungen begreifen“ wird als Leitgedanke für alle Überlegungen ein „Mentalitätswandel“ angeführt, der in den Gemeinden propagiert und gestärkt werden soll. Mit einer effektiveren, deutlich verschlankten und höher qualifizierten Kirche soll sich christlicher Glaube attraktiv präsentieren und auf dem religiösen Markt gegen andere Angebote behaupten. Das Problem des Papiers ist nicht nur, dass es sich der Denke der Wirtschaft anpasst, dem es auch darum geht, mit Effizienz und verschlankten Strukturen Wachstum zu produzieren. Das Problem ist meines Erachtens vor allem, dass es in seiner Analyse eklatant an der eigentlichen Not und Frage unserer Zeit vorbeigeht. Und das ist nach meiner Wahrnehmung ein grundsätzliches Problem von Kirche, wie ich sie erlebe und ja auch mittrage, mitgestalte als Pfarrerin.

Lassen Sie es mich gleich als meine zentrale **These** formulieren: Wenn wir es in unserer kirchlichen Praxis nicht schaffen, die „Soziale Frage“ mit der „Spirituellen Frage“ zu verbinden, dann wird Kirche keine relevante Kraft mehr in dieser Gesellschaft und auch nicht im weltweit-ökumenischen Zusammenhang entfalten können. Das ist jetzt sehr holzschnittartig gesagt. Die „Soziale Frage“, die für die religiösen Sozialisten zu Beginn des letzten Jahrhunderts sich eindeutig auf die Klassenfrage bezog und die damit verbundene ökonomische Ungleichheit, ist heute komplexer zu verstehen. Sie bezieht die Frage nach den Ressourcen – die ökologische Frage – und die Frage nach der Verteidigung dieser Ressourcen – die militärische Frage – mit ein. Die Fragen, die eine globalisierte Welt für die einzelnen Menschen aufwerfen, hängen nach meiner Überzeugung aufs engste mit der religiösen Frage, der geistlichen Frage zusammen. Eigentlich möchte ich von der „geistlichen Frage“ sprechen. Ich habe den Begriff „spirituell“ deshalb aufgegriffen, weil er für viele Zeitgenossen heute ihre religiöse Suche weiter fasst als es im Raum der Kirche möglich ist.

Es ist schon viel gesagt und geschrieben worden zu der Tendenz der Individualisierung in unserer Gesellschaft. Ein zunehmend wieder entfesselter Kapitalismus segmentiert, spaltet, vereinzelt die Menschen. Parallel dazu sind wir immer mehr freigesetzt worden, auch im positiven Sinne, selbst unser Leben zu gestalten und nicht mehr so stark von vorgegebenen Traditionen geprägt zu sein. Gerade als Frau weiß ich das sehr zu schätzen. Doch was heißt das für das geistliche Leben? Wie gehen wir in der Kirche mit dem „Traditionsabbruch“ um, den die EKD zurecht diagnostiziert? Ich möchte zwei Begriffe einführen, die mich in meiner pastoralen Praxis im Gefängnis bewegen und beunruhigen: Ich erlebe eine große geistliche Armut und eine große Sprachlosigkeit im Blick auf seelische Themen. Das was Menschen arm macht – auch im materiellen Sinne – und die Folgen davon findet keine Begriffe, durch die das, was Menschen erleben und erleiden gemeinsam und vermittelbar ausgedrückt werden könnte. Gleichzeitig erlebe ich aber auch, dass Menschen ernsthaft suchen, und dass sie einen großen religiösen Reichtum in sich tragen, der deutlich wird, wenn man zusammen Formen und eine Sprache dafür findet. Ich will es vor dem Hintergrund einer Theologie und Praxis der Befreiung einmal an zwei Beispielen so sagen:

- 1) Flüchtlinge brauchen nicht nur einen Rechtsbeistand – sie sind auch mit uns Glieder am Leib Christi und brauchen eine gemeinsam gelebte geistliche Solidarität. Im Gefängnis feiere ich mit Christinnen aus afrikanischen Ländern Abendmahl, wissend, dass sie abgeschoben werden. Wir ertragen gemeinsam diesen Schmerz und stellen uns in die Präsenz Christi in der Überzeugung, dass wir in der Kraft des Evangeliums die Überwindung von Menschen verachtenden Zuständen, die uns heute noch trennen, antizipieren. Das sind dann nicht nur fromme Worte, das ist dann eine starke Realität.
- 2) Harz-IV-Empfängerinnen brauchen nicht nur die Tafel und Obdachlose nicht nur eine Vesperkirche. Ich sage das bewusst, weil ich beides für eine wichtige Praxis in den Gemeinden halte, ohne die unsere Kirche noch ärmer wäre. Auch das erlebe ich im Gefängnis, dass bei diesen Menschen der realen Armut oft ein geistiger und/oder religiöser Notstand entspricht, und dass sie den zum einen zunächst nicht artikulieren können, zum anderen in den Kirchengemeinden oder anderen kirchlichen Basisgruppen aber auch keinen Ort finden, an dem sie sich willkommen fühlten und Formen des Widerstandes gegen ihre Vereinzelung erfahren oder gar liturgisch feiern könnten.

Geistliche Angebote, die mehr auf die Erfahrung zielen und nicht allein über den Intellekt gehen, richten sich an eine bürgerliche Mittelschicht. Auch die fühlt sich ja durch unser reguläres kirchliches Angebot wenig angesprochen. Ich gehöre selbst zu denjenigen, die sich in ZEN-Meditationswochen die geistliche Inspiration abholt, die ich in meiner Kirche wenig finde. Es gibt wenig Gottesdienste, obwohl sich Pfarrerinnen und Pfarrer ja alle erdenkliche Mühe geben, die für mein Leben und die Zukunftsfragen, um die es auf dieser Tagung geht, wirklich relevant wären. Die kirchliche Angebotsstruktur ist genauso segmentiert wie die Gesellschaft: Es gibt hochkarätige politische und entwicklungspolitische Veranstaltungen und Aktivitäten, die aber in der Regel eben den Kreis der „üblichen Verdächtigen“ anspricht. Es gibt vielfältige und gute diakonische Angebote, die aber in der Regel diejenigen, für die sie konzipiert sind, als Objekte ihres diakonischen Handelns betrachtet. Es gibt eine Fülle kirchlicher Aktivitäten, von Gottesdienst bis Jugendarbeit, die aber immer noch sehr stark von der Reproduktion und der Erhaltung des Eigenen geprägt sind.

Die Fragerichtung muss sich umdrehen: Die Frage darf nicht sein, wie erhalten wir unsere Kirche bzw. sichern ein gewisses Wachstum und gewährleisten so, dass der Glaube auch an kommende Generationen weitergegeben wird. Die Frage muss sein, welche Art von Glauben fordert die Not unserer Zeit heraus, welche Art von Weggemeinschaft kann kirchliche Praxis sein. Das heißt: Wie lässt sich Kirche von der sozialen und geistlichen Not der Menschen ihrer Zeit so erfassen, dass sich ihre Praxis wandelt – im Geiste des Evangeliums Jesu Christi. Das würde eine Art von Anpassung im weiter führenden Sinne ermöglichen, eine wirklich christliche und erkennbare Antwort auf die

Herausforderungen der Zeit – so wie eben damals 1968 die klare Option der Kirche für die Armen Lateinamerikas. Einer der früheren Präsidenten des Lutherischen Weltbundes, Bischof Christian Krause, hat bei einem Besuch in El Salvador im Jahr 1998 seine theologische Vision so formuliert: Die Globalisierung ist nicht erst vom Kapitalismus erfunden worden, sondern sie ist in Christus eine den Globus umspannende geistliche und widerständige Realität. Von der Grenzen überwindenden Globalisierung Jesu Christi her – in dessen Geist wir alle Gleiche sind – gilt es, kirchliche Optionen der Solidarität zu entwerfen, die den Hierarchisierungen und Exklusionen in unserer Welt konkrete Praxen der Verbundenheit entgegen setzen. Dieser Gedanke liegt den AGAPE und PWE-Prozessen natürlich zugrunde. Die Frage für mich ist dennoch, welche Bündnisse es jenseits der dafür zuständigen Expertinnen und Experten in den Kirchen für solche visionären Ansätze geben kann.

## II Widerstand

Ich habe eingangs gefragt: Kann es in unserem Kontext so etwas wie „befreiende Kirche“ geben, die dem von der Kirchenhierarchie initiierten Projekt der „Kirche der Freiheit“ eine Praxis der Solidarität mit den Menschen, die sich nach Veränderungen sehnen, entgegensetzt? Die Frage ist jetzt erweitert worden: Kann kirchliche Praxis den Folgen der Globalisierung, zu denen ich hier auch die konstatierte geistige Verarmung zähle, aus dem Grenzen überwindenden Geiste Jesu Christi heraus etwas entgegensetzen? Und vor allem: mit wem zusammen und wie? Es ist für mich, wie schon anfangs gesagt, die Frage nach dem revolutionären Subjekt, oder den revolutionären Subjekten in der Kirche. Gibt es die überhaupt?

Ich möchte den Begriff zunächst erklären. Er stammt aus der sozialistischen Terminologie; ich selbst kenne ihn v.a. aus der internationalistischen Solidaritäts-Arbeit der 80er-Jahre mit Nicaragua und El Salvador, und aus meiner Lektüre von Schriften Herbert Marcuses, wie zum Beispiel „Versuch über die Befreiung“ von 1969. Der Begriff „revolutionäres Subjekt“ macht nur Sinn im Kontext einer Sicht der Dinge, die eine umwälzende Veränderung der bestehenden Verhältnisse will. Denn dann stellt sich die notwendige Frage, wer denn diese Veränderung herbeiführen und nachhaltig tragen soll, wer also die Trägerinnen und Träger der Revolution sind. Es ist dabei impliziert, dass eine radikale – also wirklich tief greifende – Veränderung des Bestehenden nur gehen kann, wenn sie nicht nur von oben aufoktroiert oder gut meinend initiiert ist. Sie muss von Menschen von der Basis ihres Lebens her gewollt und getragen sein, von Menschen, die sich aus den bestehenden Verhältnissen heraus, in denen sie sich vorfinden, nach Alternativen sehnen, und sich deshalb organisieren, in Bewegung setzen.

Selbst wenn es heute gesellschaftlich nicht mehr um die Möglichkeit von Revolution geht, halte ich die Frage nach dem Subjekt oder den Subjekten von Veränderung, gar von Widerstand gegen das Bestehende, für zentral. Was unsere kirchliche Praxis, auch in den Basisgruppen, angeht müssen wir uns dabei vor allem zwei Fragen stellen:

- 1) Wo sind denn die Menschen, die sich nach Veränderung sehnen?
- 2) Wie haben wir in unseren Aktionen, Kampagnen, in unserer Praxis die Menschen im Blick, um die es uns dabei geht?  
Oder anders: Wie gestalten wir das Projekt „befreiende Kirche“?

Ich unterstelle in diesem Kreis einmal positiv, dass wir wahrscheinlich alle wichtige Impulse durch die „Theologie der Befreiung“ erhalten haben. Viele von Ihnen haben wahrscheinlich auch schon im Kontext der armen Länder gearbeitet und gelebt, oder haben partnerschaftliche Beziehungen nach Afrika, Asien, Lateinamerika. Viele von Ihnen werden schon in frühen Jahren – so wie ich – von den Gedanken des Brasilianers Paolo Freire bzw. seiner „Pädagogik der Unterdrückten“ beeindruckt gewesen sein. Was ich damit sagen will ist: Im Kontext der Länder, mit denen wir solidarische

Beziehungen unterhalten, ist uns der Gedanke vertraut, dass die Ausgegrenzten und Unterdrückten, die Armen zunächst einmal gestärkt werden müssen in ihrem Selbst-Bewusstsein und in ihrer Sprachfähigkeit, damit sie zu handelnden Subjekten werden. Ernesto Cardenal hat in der gemeinsamen Bibellektüre die Bauern und Bäuerinnen von Solentiname dazu ermutigt, sich als Subjekte des Evangeliums zu verstehen und zu artikulieren. Oscar Arnulfo Romero, der Erzbischof von El Salvador, hat davon gesprochen, dass ihn die Armen bekehrt hätten – und in der Folge war er ein Bischof, der ihr Leben, ihre Not, ihre Unterdrückung thematisierte, und ihnen so eine Stimme und Würde verlieh. Die Sehnsucht nach Befreiung und nach Veränderung braucht oft erst einmal eine Stimme. Im Falle von El Salvador und Nicaragua hat sich die Bewegung der Menschen, die sich organisierten, ja nicht zuaalererst aus den kirchlichen Kräften gespeist. Es gab vorher die gewerkschaftlichen Kämpfe, es gab die Landfrage, es gab massive Repression – und darauf hat Kirche dann reagiert und die Menschen gestärkt darin, sich gegen Verhältnisse zu stellen, die dem Geiste des Evangeliums widersprachen. In den Gemeinden sind Menschen einen Weg des Aufstehens und des Widerstandes zusammen gegangen.

Können wir denn für hier und heute davon lernen? Das Wort Widerstand ist ein großes Wort, doch lohnt vielleicht die Provokation darin. Zunächst finde ich, dass die Frage nach dem Widerstand, nach einer möglichen Praxis relevanter Veränderung von gesellschaftlichen Schiefen, uns selbst provoziert. Ich gehe von mir selbst aus und lasse meinen Blick schweifen in der innerkirchlichen Landschaft: Ich sehe z.B. hochengagierte Gefängnisseelsorgerinnen und Gefängnisseelsorger, die nicht nur mit straffällig gewordenen Menschen arbeiten, sondern damit auch mit Menschen, die aus verschiedenen Gründen herausfallen aus dem gesellschaftlichen Zusammenhalt. Wir kämpfen in Einzelfällen um Resozialisierung und um Perspektiven, doch wir verändern nichts an bestehenden Verhältnissen ungleicher Chancen und struktureller Gewalt. Ich sehe spannende Ansätze ökologischen Engagements an der Akademie Bad Boll und in den Gemeinden – das Projekt „grüner Gockel“ ist ja richtungsweisend – doch bleibt auch dieses Engagement nach meiner Wahrnehmung einem gewissen bürgerlichen Milieu vorbehalten. Der Verkauf von fair gehandelten Produkten in den Weltläden hat nicht nur Bewusstsein gebildet, sondern auch dazu geführt, dass manche solcher Produkte nun auch in großen Supermärkten zu kaufen sind. Dennoch ist diese Form des „kleinen, alltäglichen Widerstandes“ gegen die besinnungslose Konsumkultur selbst innerhalb der Kirche noch marginal – von der großen Masse, die allein schon aus ökonomischen Gründen weiterhin bei Aldi und Lidl einkaufen muss, ganz zu schweigen.

Widerständig ist Kirche vielleicht vor allem in ihrem diakonischen Engagement – für Flüchtlinge, für Wohnsitzlose, für Arme, für Kinder und Jugendliche. Zumindest setzt hier kirchliche Praxis dem gesellschaftlichen mainstream eine konkrete Vision entgegen: Dass keiner in unserem Land Gewalt oder Hunger leiden, erfrieren oder in ständiger Angst vor Abschiebung leben soll. Ich war als Asylpfarrerin selbst schon mitten in solcher politischer und diakonischer Praxis aktiv, und ich finde kirchliches Engagement an diesen Stellen auch wichtig. Und doch wird mir durch meine Gemeindegarbeit im Gefängnis immer deutlicher: Solange wir „Kirche für andere“ bleiben und nicht Formen von Kirche entwickeln, in der wir gemeinsam mit den so genannten „Anderen“, denen das Engagement z.B. gegen Verarmung dienen soll, Wege gehen, gemeinsam sprachfähig werden, gemeinsam uns als „Gemeinschaft der Heiligen“ verstehen, bleibt unser Engagement gut gemeint und irgendwie blutleer. Solche widerständigen Formen von Kirche – die es da und dort natürlich gibt! - verlangen dann auch Bündnisse mit Menschen, die überhaupt nicht kirchlich sind. Das fällt uns nach wie vor sehr schwer. Ich weiß ja, wie eingedeckt wir mit unserem üblichen Arbeitspensum bin. Das Bestehende und seine Reproduktion bindet – wie kommt man da auf neue, kreative Formen? Dennoch ist mein Plädoyer eines für die Blicke weit über unsere Gartenzäune.

Lassen Sie mich als Beispiel für diese Vision eine politische Aktion anführen, die beim diesjährigen BuKo – Bundeskongress entwicklungspolitischer Aktionsgruppen - in Tübingen präsentiert wurde. (Der BuKo fand bezeichnenderweise parallel zum Ökumenischen Kirchentag in München statt!)

Es ging bei diesem BuKo neben Fragen zum Projekt Europa zentral um die so genannten „commons“, was man als „Gemeingüter“ bezeichnen könnte. Vertreter der Landlosenbewegung aus Brasilien berichteten z.B. von ihren Kämpfen in der Landfrage – Land, Wasser, Gesundheit, Bildung, Nahrung, Wohnung und auch Transport sind solche „commons“ - Gemeingüter, zu denen alle Menschen gleichermaßen Zugang haben sollen. An allen diesen Fragen haben sich in den so genannten armen Ländern immer wieder soziale Kämpfe entzündet. Zum Beispiel an der Erhöhung der Preise fürs Busfahren. In einem lateinamerikanischen Land ist es zentral, ob man sich die Fahrten mit dem Bus leisten kann oder nicht. Inzwischen sind die meisten dieser Fragen auch bei uns zentrale soziale Fragen – doch entzündeten sich keine Kämpfe für Gerechtigkeit daran.

Die Tübinger Aktion knüpft an der Frage des Transportes, der freien Mobilität für alle an, und verbindet eine ökologische mit einer sozialen Forderung: Mit der Parole „TÜ-Bus umsonst!“ wird von der Kommune gefordert, kreative Finanzierungsmodelle zu entwerfen, die allen Bürgerinnen und Bürgern gleichermaßen erlaubt, umsonst mit dem Bus zu fahren. Bei einer Pressekonferenz Ende letzten Jahres wurde beispielhaft gezeigt, was es z.B. für Flüchtlinge, die in einem Vorort Tübingens untergebracht sind, bedeutet, aus Armutgründen von der Mobilität ausgeschlossen zu sein. Einen Tag später ging im Asylzentrum Tübingen ein Brief der Stadtwerke Tübingen mit einer Spende ein, die fünf Asylbewerber je ein Jahr lang eine Busfahrkarte finanziert. Das war nicht das Ziel der Kampagne, aber sie traf und trifft einen Nerv, und das Thema bzw. diese Aktion wird seither sogar bundesweit wahrgenommen. Während der BuKo gab es dann künstlerische Aktionen mit Musik in allen Buslinien Tübingens. Ich erzähle diese lokale Aktion, weil sie m.E. für unser Thema hier beispielhaft ist, und weil sie gleichzeitig noch Anknüpfungspunkte und Vernetzung bräuchte. Auf dem schon erwähnten, parallel stattfindenden Kirchentag in München sind bestimmt viele Christenmenschen wieder einmal singend in öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs gewesen. Was wäre, wenn sich die Kirchengruppen und -gemeinden einer Stadt mit solchen sozialen, politischen – und nach wie vor von bürgerlichen Aktivist/innen getragenen – Aktionen verbünden würden? Wenn in den Gemeinden die Menschen, für die wie hier z.B. um Mobilität gekämpft werden müsste, aufgesucht und mobilisiert werden könnten? Wenn dann in den Bussen geistliche Lieder vom Anbrechen des Reiches Gottes gesungen würden?

Alles nur Utopie – für die es in unserer Realität keine Orte gibt? Utopien sind ja bekanntlich dazu da, dass sie uns in Bewegung halten. Ich meine, wir müssten in diese Richtung in Bewegung kommen. Denn vielleicht gehören Sie auch zu denjenigen, die sich Zeitungsartikel ausschneiden, so wie ich, über genau solche kirchlichen Basisaktionen in anderen Regionen der Weltkirche. Vor ca. fünf Jahren z.B. gab es einmal die Fastenaktion von brasilianischen katholischen Basisgruppen, die landesweit in vielfältigen Aktionen mit Menschen aus den Armenvierteln erfolgreich gegen die Privatisierung des Wassers angingen. In unserem Kontext gibt es eine groß angelegte, inhaltlich gut aufbereitete Kampagne zum Thema Wasser von Brot für die Welt. Das Ziel müsste sein, dass solche Kampagnen nicht nur die Ebene eines Bildungsprojektes haben, sondern für die Realität der sozialen und spirituellen Frage hier relevant werden.

Ich greife meine These aus dem ersten Abschnitt nochmals auf: Wenn die soziale Frage nicht mit der religiösen Frage, nicht mit dem Wecken der Sehnsucht nach dem Stillen des geistlichen Hungers, verbunden wird, wird kirchliche Praxis nicht radikal. Das von mir im Arbeitstitel so genannte „revolutionäre Subjekt“ im Sinne der Menschen, die Veränderungen wollen und tragen, muss erst einmal eine Stimme finden für die Bedürfnisse und Sehnsüchte des Lebens. Welchem erlebten Mangel könnte mit welcher Fülle, für die solidarisch eingestanden wird, Abhilfe geschaffen werden? Welches dann als solches erfasstes schlechtes Leben könnte durch welche Vision vom geteilten, guten Leben als veränderungswürdig erachtet werden? Was meinen wir denn, wenn wir in manchen Gottesdiensten davon sprechen, dass wir „im Lichte Gottes“ die Realität anders sehen? Und in welchen Formen nehmen wir das vorweg, feiern wir das sakramental? Diese Fragen stellen sich mir beim Thema „Widerstand“. Es genügt nicht, wenn ein paar Aktivist/innen ihn zelebrieren.

## **Zwischentöne – Inspiration aus Lateinamerika: Un pueblo que camina por el mundo – Singen!**

(Vorbereitetes Liedblatt mit Übersetzung)

### **III Transformation**

Vielleicht denke ich zu utopisch. Doch bin ich dabei z.B. von Erzbischof Oscar Arnulfo Romero und natürlich vor allem von Jesus inspiriert. Was beiden gemein ist: Ihre Kraft für ihr Grenzen überschreitendes, verwandelndes Wirken schöpften sie zum einen aus der Bindung an den lebendigen Gott, dem sie alles zutrauten. Und zum anderen aus dem konkreten Kontakt mit den Adressaten des Evangeliums. Jesus hat seine Kraft zum Heilen **in** der Berührung mit den Kranken erhalten, das belegt nicht zuletzt die Heilungsgeschichte der blutflüssigen Frau. Romero hat sich im Kontakt mit der Not der Armen und Verfolgten seines Landes berühren und bekehren lassen, und konnte so die prophetische Größe entfalten, zu der er berufen war. Wenn ich mich also in die Nachfolge Jesu stelle, wie Romero, dann heißt das, mich in der Berührung mit den Armen und auch den Armen im Geiste, im Kontakt mit der Sehnsucht der Sehnsüchtigen, im Kontakt mit meiner eigenen Sehnsucht nach Verwandlung – biblisch gesprochen nach dem Reich Gottes – zu der Phantasie inspirieren zu lassen, die die Produktivkraft für Transformationen sein kann. Ich spreche bewusst zunächst ganz von mir her. In der Gefängnisseelsorge erlebe ich es so, auch im Kontakt mit Abschiebehäftlingen: Wenn ich dem lebendigen Gott etwas oder gar alles zutraue und mich aus solcher Bindung einlasse auf die Not und den Schrei nach Gerechtigkeit, nach Heilung von in sich gefangenen und real gefangenen Menschen, dann werden zumindest – manchmal – in Momenten oder auch auf längere Sicht heilsame, transformierende Kräfte frei.

Ich habe eingangs gesagt, der Ansatz auf EKD-Ebene, wie Kirche umgebaut bzw. transformiert werden soll, gehe an der Not der Zeitgenossen vorbei, die eine reale und eine geistliche ist. Ich meine das ernst. Ich bin mir sicher, dass die große Chance der ökonomischen und demografischen Krise, die die Kirchen betreffen wird und schon betrifft, darin läge, aus bisherigen Formen radikal auszuziehen. Ich habe dieses Bild des Exodus von Leonhard Ragaz gelernt, dem schweizerischen religiösen Sozialisten, der zu Beginn des letzten Jahrhunderts sich der Sozialen Frage stellte. Er litt darunter, dass die Kirche bürgerlich in sich gefangen blieb und es nicht vermochte, auszuziehen und sich solidarisch an die Seite der Menschen mit ihren Fragen und Kämpfen um Gerechtigkeit zu stellen. Das spannende an ihm ist, dass er immer sehr christologisch dachte. „Von Christus zu Marx – von Marx zu Christus“ heißt eine seiner Schriften.

Wie wäre es, solch eine Bewegung des Denkens und Handelns heute als Inspiration für kirchliche Bewegungen zu nehmen? „Von Christus her in die widerständige Praxis in einer globalisierten Welt – von der Globalisierungskritik zu Christus!“ Ich komme damit zurück zu der von mir hartnäckig vertretenen These, dass die soziale Frage – im umfassend gemeinten Sinn – zusammengehen muss mit der spirituellen, der geistlichen Frage unserer Zeit. Wenn ich an Ragaz oder an Blumhardt denke, die großen religiösen Sozialisten, oder an die Befreiungstheologinnen und -Theologen unserer Zeit, wie z.B. Jon Sobrino oder Dorothee Sölle, so ist die soziale Frage immer zugleich christologisch verankert, also im Zentrum unseres christlichen Glaubens. Ich unterstelle einmal, und ich schließe mich hier ein, dass wir das in unseren Aktionen manchmal übersehen. Dass wir dann einseitig politisch bleiben und den sakramentalen Aspekt nicht oder zu wenig einbeziehen: Dass die Ausgegrenzten, die geistlich Armen, die Stumm gemachten und Verdummten, die Gewalt Leidenden, aber auch die sich nach Gerechtigkeit sehnen und dafür Zeit, Geld und Leben einsetzen, dass sie in ihrem Leiden und in ihrer Hingabe „in Christus“ sind und vom Zentrum her Sinn und Kraft beziehen. Diese Realität, die nach meiner Auffassung eine sakramentale Realität ist, muss zuerst einmal freigelegt werden. Es müssen dafür Formen und eine Sprache gefunden werden. Es muss gemeinsam um Formen und eine Sprache gerungen werden, die im Lichte des Evangeliums

aufdeckt, worunter wir leiden und was Horizonte von Befreiung sein könnten – oder bescheidener: Was uns konkret für unser Leben und unsere Aufgaben, es menschlich und solidarisch zu gestalten, stärken könnte. Eine solche Suche braucht Erfahrungen, die zumindest in kleinem Ausmaß Grenzen überschreiten und somit die Möglichkeit von Transformation in sich tragen.

Viele von Ihnen haben sicher solche Erfahrungen im Kontakt mit der Realität in anderen Ländern und der Praxis von Basisgruppen und Kirchengemeinden gemacht. Für die Frage nach der Möglichkeit von Transformation von Kirche hier möchte ich abschließend ein Beispiel wählen, das ich als inspirierend ansehe für die Verbindung der sozialen mit der geistlichen Frage. Und von dort aus möchte ich dann mit Ihnen gemeinsam Ausschau halten nach den Möglichkeiten, die wir in den verschiedenen Praxisfeldern, in denen wir jeweils wirken, für eine Transformation sehen.

Ich möchte Ihnen von den Exerzitien auf der Straße erzählen. Vielleicht haben Sie schon darüber gelesen oder davon gehört. Initiiert hat sie der ehemalige Arbeiterpriester und Jesuit Christian Herwartz, der in Berlin in einer Kommunität in Kreuzberg lebt. Die Jesuiten haben ja die Form der geistlichen Übung, der Exerzitien von Ignatius her geprägt, und in vielen Varianten sind Exerzitien heute ein echter Renner auf dem Markt geistlicher Angebote. Sie entsprechen dem tiefen Bedürfnis vieler Zeitgenossinnen und -genossen, sich in der Stille und in der Auseinandersetzung mit biblischen Texten neu mit ihrem eigenen Leben und mit Gott zu verbinden. Es geht in allen Übungen der Stille um die Verbindung mit allem, was in uns und um uns lebt. Eigentlich ein wunderbarer Ansatz, um der Tendenz der Vereinzelung und Separierung in unserer Lebenswelt entgegenzutreten. Doch bleibt diese Form der Übung sehr oft stecken in einer Art von individualistischer Heilssuche, der dann die kollektive, die solidarische und in die Welt gewandte Seite fehlt. Die Form der „Exerzitien auf der Straße“ will beides zusammenbringen. Herwartz hat in der Reihe „Ignatianische Impulse“ ein Büchlein dazu geschrieben mit dem Titel „Auf nackten Sohlen“. Der Titel besagt, dass die Übenden sich ganz wach und offen auf unbekanntes Terrain begeben, wie Mose dabei – im Bild gesprochen – die Schuhe ausziehen, weil sie heiligen Grund betreten. Konkret sind diese Exerzitien ein Wechsel von Begegnungen mit Menschen und Realitäten, die den Teilnehmenden im Alltag sonst fern bleiben, also z.B. den so genannten „Armen“ und der Zeit der Besinnung, in der sie das Erlebte in sich wirken lassen. Die Wachheit für das, was sie sehen, hören und erleben an den Randzonen ihres sonstigen Lebens führt in solchen Tagen zu einer neuen Wachheit für die Frage danach, welche Richtung das eigene Leben nehmen soll und welche Prioritäten darin wichtig sind.

Ich finde dieses Experiment deshalb spannend, weil hier in einer geistlich verstandenen Form solch ein Exodus stattfindet, ein Auszug aus dem Gewohnten, den es wohl braucht für Transformationen in den verschiedensten Gestalten. Es braucht als Grundlage für Transformation auf alle Fälle eine neue Sensibilisierung jenseits von allem Kirchenmanagement, und sei es noch so politisch im guten Sinne. Es braucht die Berührungspunkte mit den Menschen, mit denen wir uns als Kirche Jesu Christi auf einen Weg begeben wollen. Ich weiß, dass sich das nun alles viel zu ideal, zu idealistisch anhört. Ich weiß, dass gerade die Menschen, die am so genannten Rand der Gesellschaft leben, alles andere als offen sind für progressive Projekte. Aber ich weiß aus meiner Gemeinde, dass sie Suchende sind und einen geistlichen Hunger haben, und dass die Frage nach der Gerechtigkeit sie durchaus bewegt. Das sollten wir zumindest zur Kenntnis nehmen, und das sollte einbezogen werden, wenn wir Visionen entwerfen von einer Kirche auf dem Weg.

Wen ich auch im Blick habe, wenn es um die Frage der Transformation von Kirche geht sind Menschen, die in den Bereichen arbeiten, wo es um die oben erwähnten „commons“, also die Gemeingüter geht: Die Menschen, die im Gesundheitswesen arbeiten, die mit Ökologie befasst sind, und die vielen, die pädagogisch arbeiten, in Schulen, Kindergärten, in der sozialen Arbeit. Wo kann es Verbindungen geben, über unsere Szenen hinaus, mit Menschen, die auch in der Berührung sind mit der Not unserer Zeit, und die nicht nur politische, sondern auch geistige Antworten suchen?